

**Predigt im Gottesdienst zum Goldenen Ordinationsjubiläum am
02.05.2017 in der Kapelle des Evangelischen Studienseminars Hof-
geismar.**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn
Jesus Christus, der tot war – und siehe: Er lebt!

Predigttext: **Hebräer 13,8**

„Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“

„Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“- so lautet die erste Frage im Heidelberger Katechismus, liebe Jubilare, Schwestern und Brüder. Es ist, so vermute ich, die bekannteste der 129 Fragen, die dieser Katechismus aufwirft und zu beantworten sucht. Die Sprache wirkt ein wenig altertümlich, aber was sich in ihr verbirgt, spricht uns auch heute unmittelbar an. Vielleicht würden wir heute formulieren: Auf was kann ich mich absolut verlassen? Was hält mich, wenn alles um mich umher zu wanken beginnt?

Die Antwort, die der Heidelberger Katechismus auf die Frage nach dem „einzigen Trost“ gibt, kennen wir: „Dass ich mit Leib und Seele, beides, im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin.“ So die ältere Fassung, die mich immer noch stärker als die modernisierte Fassung anspricht. Alles, wirklich alles, ist auf Christus ausgerichtet – im Leben und, was ja nicht minder weitreichend ist, wenn es ans Sterben geht. Ja, gerade dann.

Man hat dem Heidelberger Katechismus aus mancherlei Gründen einen überzogenen Christozentrismus vorgeworfen. Ich vermag diese Einwände nicht recht nachzuvollziehen. Denn ich sehe in der 1. Frage und ihrer Beantwortung nicht nur das „Solus Christus“ verwirklicht, das die Refor-

maturen bei allen sonstigen Lehrunterschieden einte, sondern finde den Bezug zu unserem Leitwort aus dem Hebräerbrief ganz offensichtlich: Um Christus geht es, um das feste, unerschütterliche Vertrauen, dass seine Verheißungen unverändert gelten und wir uns ihm deshalb in allem, was kommt, anbefehlen können. Weil Christus ist, der er ist, und bleibt, der er war: Darum hat unser Glaube einen festen Grund. Davon gehen wir aus – mit unserer ganzen persönlichen Existenz.

Oder sehe ich das zu überzogen? Klingt das zu vollmundig? Erschütterungen im Fundament des Glaubens hatte es in der Geschichte der Kirche wahrlich genügend gegeben. Der von Rudolf Gebhardt, Ihrem damaligen Predigerseminardirektor, oft ins Gespräch gebrachte Ernst Troeltsch drückte es 1896 einprägsam aus: „Meine Herren – Es wackelt alles.“ Mit diesen berühmt gewordenen Worten suchte Troeltsch die kirchliche, religiöse und theologische Situation seiner Zeit zu umreißen. „Es wackelt alles“: Zwei Jahrzehnte später ging in den Schützengräben von Verdun die Vorstellung einer Einheit von Christentum und Kultur unter. Nicht einmal dreißig Jahre darauf zerbrach der Wahn, Gott mit Nation und Rasse identifizieren zu wollen. Und 1967, als Sie ordiniert wurden?

Während auf der deutschen Gesellschaft eine bleierne Schwere lastete, die sich dem Bemühen verdankte, die Katastrophe des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs möglichst dadurch hinter sich zu lassen, dass man nicht mehr daran rührte, gab es in der evangelischen Theologie beachtliche Eruptionen. Sie verbanden mit dem Namen Rudolf Bultmanns und seiner Schüler. Mir als später Geborenem, der ich inzwischen auch nicht mehr zu den Jüngsten zähle, kommt es manchmal fast gespenstisch vor: auf der einen Seite die satte Selbstzufriedenheit der Kirche, die sich in der Nachkriegszeit als moralische Größe unentbehrlich zu machen suchte und voll und ganz im Wiederaufbau gefestigter Verhältnisse aufging, auf der anderen Seite in der Theologie die erneuten Anzeichen einer Krise des Denkens, von der Sie – so vermute ich – nicht unberührt

bleiben konnten. Im März 1966 trat die Bewegung „Kein anderes Evangelium“ mit einer Großveranstaltung in Dortmund an die breite Öffentlichkeit und machte die Auseinandersetzung um die historisch-kritische Bibelauslegung zu einer Bekenntnisfrage.

Und dann, wir schreiben das Jahr 1968, „wackelte“ nicht nur die Theologie; „wackelten“ auch nicht nur die nach 1945 kräftig restaurierten Funktionen und Rollen der Kirche, sondern das gesamte gesellschaftlich-politische Leben geriet in tiefgreifende Veränderungen, deren Folgen bis heute spürbar sind. Es herrschte eine ungemeine Aufbruchsstimmung voller Optimismus. Und Sie – wurden Pfarrer. In dieser Zeit: bewegt von den neuen Perspektiven und umwälzenden Gedanken und zugleich auf der Suche nach dem, was Bestand hat.

Sie werden die Spannung je auf Ihre eigene Weise ausgehalten oder gestaltet haben: die einen eher in Anlehnung an überkommene und bewährte Muster evangelischer Frömmigkeit, die anderen eher im ständigen „Hinterfragen“ des „Systems“ Kirche. Einiges davon mag sich bis heute erhalten haben, anderes hat sich im Lauf der Jahre abgeschliffen. Sie sind nicht mehr ganz die alten. Und wenn es so wäre, würde es mich eher wundern. Nein: All die Jahrzehnte haben Spuren hinterlassen, haben das eine oder andere überprüfen lassen.

Wir können uns heute kaum noch vorstellen, welche Anforderungen vor einem halben Jahrhundert an die Lebensverhältnisse von Vikaren gestellt wurden: Ein ganzes Jahr einquartiert hier in Hofgeismar! Ob der eine oder andere schon verheiratet war, weiß ich gar nicht. Aber ganz fraglos wurde vorausgesetzt, dass im Fall der Eheschließung die Pfarrfrau mitarbeite. Das war keine offizielle Vorgabe der Landeskirche, sondern die Erwartung in den Gemeinden. Viele von Ihnen, liebe Schwestern, sahen darin eine Berufung und weniger einen Zwang. Aber es ist das Mindeste,

Ihnen heute ausdrücklich und von Herzen für Ihren Dienst, für Ihr vielfältiges Engagement zu danken!

Und dennoch: Auch hier wandelten sich die Verhältnisse. Die eigenständige Berufstätigkeit der Pfarrfrau – vor allem als Lehrerin! – wurde bald auch in den Gemeinden akzeptiert.

Ich erzähle Ihnen mit diesen Schlaglichtern nichts Neues. Sie haben diese Zeit und den immer stärker um sich greifenden Wandel in Gesellschaft und Kirche miterlebt und mitgemacht. Die Frage Ihrer Jubiläumstagung „Kirche – wohin?“ hat Sie von Anfang an begleitet. Und sie stellt sich heute in gleicher Weise, wenn auch unter veränderten Bedingungen.

Manchmal denke ich, dass wir bei unseren Fragen nach der Zukunft zu allererst die Frage stellen sollten: „Kirche – woraus?“ Woraus leben wir angesichts der Fragwürdigkeit vieler Traditionen, die wir eben noch hochgehalten haben und wenig später aus guten Gründen beiseiteschieben, und angesichts der Herausforderungen, denen gegenüber sich unser Glauben in einem ebenso säkularen wie multireligiösen Umfeld bewähren muss? Was schenkt uns die Gewissheit, dass die vergangenen Jahrzehnte eine gesegnete Zeit waren? Unser Glaube ist doch stets „angefochtener Glaube“, um den Titel des Buches eines Ihrer Lehrer in Marburg, Carl Heinz Ratschow, aufzunehmen. War alles richtig, wofür ich all die Jahre eingestanden bin?

Es könnte sein, dass sich Ihr Glaube, die Art und Weise, wie sie Ihre Gottesbeziehung leben und ausdrücken, ebenfalls verändert hat. Mir jedenfalls geht das so. Aber nicht alles ist deshalb beliebig geworden. Das würden Sie fünfzig Jahre nach Ihrer Ordination wohl kaum sagen.

Was also war es, das Sie mit Ihren Familien gehalten hat, was war es, worauf sie sich in Augenblicken innerer Anfechtung und bei allen Schwie-

rigkeiten absolut verlassen konnten? War es Christus, dessen Verheißung keinem Wandel unterliegt und der sich je und je in Ihrem Leben zeigte? Ich kann es mir eigentlich nicht anders vorstellen. Ohne diese Gewissheit könnte ich nicht Pfarrer, nicht Bischof sein. Denn das gründet und hält ja nicht nur mich in meiner eigenen Existenz, sondern das ist es zugleich, was ich anderen zu vermitteln suche: als gemeinsame Erfahrung des Glaubens. Und so sage ich es einmal recht kühn: Wären Sie davon nicht überzeugt gewesen, dass Christus unser „einzigster Trost im Leben und im Sterben“ ist – Sie hätten die vielen Jahre Ihres Pfarrdienstes nicht durchgestanden. Aber Sie konnten Pfarrer sein und Pfarrer bleiben, weil sich die Wahrheit dieses Satzes erschloss – genauer: weil sich Christus Ihnen als der erwies, der er war und sein wird. Es gibt rückblickend viel Grund, dankbar zu sein!

Diese Lebenserfahrung wandelt sich in Hoffnung, wenn Sie nun auf die Zeit schauen, die Ihnen noch geschenkt ist. Eine große Zahl derer, die mit Ihnen ordiniert wurden, ist schon gestorben: fast die Hälfte! Das erinnert uns schmerzlich daran: Unser Leben ist endlich, unsere Zeit begrenzt. Aber unsere Endlichkeit und Begrenztheit sind in Christus aufgehoben. Er wird sein, der er ist: für uns alle – auch jenseits der Grenze des Todes. Die Hoffnung lässt Sie heute zuversichtlich nach vorne blicken. Denn eines ist unumstößlich gewiss: Im Leben und im Sterben sind wir nicht unser, sondern unseres „getreuen Heilands Jesu Christi eigen.“
Recht hat er da: der Heidelberger Katechismus. Amen.

Prof. Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

medio-Internetservice

© Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt und elektronisch im Internet abrufbar unter <http://www.ekkw.de>. Bei Fragen zu diesem Dokument wenden Sie sich bitte an die medio-Onlineredaktion im Medienhaus der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel.:(0561) 9307-124, Fax (0561) 9307-188, E-Mail: internetredaktion@medio.tv